

Erwartbarkeit, Glück und Vertrauen – Zum Wandel biographischer Sicherheitskonstruktionen in der Moderne

Von Wolfgang Bonß und Jens Zinn

Zusammenfassung: Mit dem Übergang von der Ersten zur Zweiten Moderne verändern sich die individuellen Biographiekonstruktionen. Vor dem Hintergrund tiefgreifender Individualisierungsprozesse lassen sich individuelle Karrieren immer weniger auf klassische klassen- oder schichten-spezifische Strukturmuster abbilden. Vielmehr werden Biographien unüberschaubarer und unerwartbarer; sie verflüssigen sich und können höchst unterschiedlich ausfallen.

Wie können unter solchen Bedingungen Erwartungen bezüglich des eigenen Lebenslaufs gebildet und individuelle Entscheidungen daran ausgerichtet werden? Obwohl traditionelle und rationale Muster unter Druck geraten, ist kaum damit zu rechnen, dass klassische Sicherheitskonstruktionen durch nicht-rationale Konstruktionen wie Glück, Vertrauen und Gefühle völlig abgelöst werden. Solche Sicherungsstrategien sind zwar geeignet, größere Kontingenzen auszuhalten – und werden dazu genutzt, wenn Stabilitäten unwahrscheinlicher sind und rationale Erklärungsmuster an Grenzen stoßen. Aber sie werden selbst in einer rationalisierten Form benutzt. Beobachtbar ist daher eher eine Zunahme von Mischungsverhältnissen rationaler und nicht-rationaler Strategien der Herstellung biographischer Sicherheit, wobei genau dies exemplarisch verdeutlicht wird.

Einleitung: Biographisierung und biographische Unsicherheit

Ob es heute mehr Unsicherheiten gibt als vor 100 Jahren, ist umstritten. Kaum bestreiten lässt sich jedoch, dass die Kontingenzen wachsen, und zwar positiv wie negativ. Dies gilt nicht zuletzt für ein entgrenztes Europa, das sich durch gewachsene Chancen und Möglichkeitsspielräume ebenso auszeichnet wie durch neue Gefährdungen. Mit der deutlich werdenden Kontingenzdynamik der Moderne rückt umgekehrt die Herstellung von Sicherheit und Eindeutigkeit ins Zentrum der gesellschaftlichen Selbstthematisierung. Denn ungeachtet aller Flexibilitätsumutungen und -erwartungen ist Handeln nur möglich, wenn nicht alles in Frage steht, sondern bestimmte, basale Struktur Erwartungen als stabil angenommen werden können. Dies gilt für allgemeine Arbeitsmarktprobleme oder Partnerschaftsarrangements ebenso wie für das Feld der biographischen Sicherheit, also für die Frage, was für Erwartungen die Individuen hinsichtlich ihres Lebenslaufes ausbilden und mit welcher Zukunft sie mit welcher Gewissheit rechnen können. Die Biographien der gegen Ende des 20. Jahrhunderts Geborenen weisen weit mehr Möglichkeiten und Unwägbarkeiten auf als die der vorangegangenen Generationen, und im Vergleich zu Letzteren stellt sich das Problem der Stabilität und Gestaltbarkeit der eigenen Biographie daher in veränderter Form.

Sofern das menschliche Leben nicht determiniert ist, zeichnen sich Lebensläufe grundsätzlich durch Freiheitsgrade und Unsicherheiten aus, die auf Gestaltungsmöglichkeiten und Gefahren gleichermaßen verweisen. Aber die Freiheitsgrade können größer oder kleiner sein und verändern sich historisch. Für vormoderne, ständisch geprägte Sozialformationen wird meist unterstellt, dass sie relativ gering ausfallen und die Lebensläufe weitgehend vom jeweiligen ständischen Kontext abhängig sind. Dies nicht im Sinne einer Determinierung konkreter Ereignisse, wohl aber unter der Perspektive der Möglichkeitsspielräume, die kleiner erscheinen als in modernen Gesellschaften und die nach allen Befunden der Forschung durch die ständischen Vorgaben weit stärker begrenzt werden als durch die individuellen Potentiale.

Demgegenüber wird für die Moderne von einer wachsenden Kontingenz und Individualisierung des Lebenslaufs ausgegangen, wobei diese Entwicklung angesichts der Globalisierungsschübe am Ende des 20. Jahrhunderts erheblich zugenommen hat. Wachsende Kontin-

genz und Individualisierung bedeuten in Abgrenzung zur Vormoderne zweierlei: Auf der einen Seite steigen die Möglichkeitsspielräume insofern, als die Individuen nicht mehr von vornherein auf bestimmte, ständisch und/oder klassenspezifisch vorgeprägte Lebenswege festgelegt sind; stattdessen erscheint der Lebensverlauf offener, weil auch anders möglich (was immer dies konkret heißen mag). Zum anderen verändert sich die Zurechnung der jeweiligen Lebenswege. Nicht mehr Stand und Klasse entscheiden über die möglichen Lebensverläufe, sondern die biographischen Entscheidungen werden den Individuen selber zugerechnet, und dies bedeutet umgekehrt, dass sie für ihre biographische Entwicklung selbst verantwortlich gemacht werden.

Was sich vor diesem Hintergrund abzeichnet, ist eine (*Auto*-)Biographisierung des Lebenslaufs, die durchaus ambivalente Züge trägt. Denn die Individuen *können* nicht nur aus einem größeren Möglichkeitsraum auswählen, sondern sie *müssen* dies tun, so dass den verstärkten Gestaltungsmöglichkeiten zugleich ein verstärkter Gestaltungszwang entspricht. Beide Aspekte dürfen auf keinen Fall als schlichte Entgrenzung und wachsende Autonomie der Subjekte interpretiert werden. So hat bereits Martin Kohli (1985) darauf hingewiesen, dass die Biographisierung des Lebenslaufs nicht auf die ersatzlose Streichung früherer Begrenzungen hinaus läuft. Ganz abgesehen davon, dass auch unter den veränderten Bedingungen ständische Prägungen wirksam bleiben, setzt die Biographisierung selbst neue Formen der Standardisierung voraus, die erst das ermöglichen, was in der Moderne als Individualisierung des Lebenslaufs erfahren wird.

Exemplarisch lassen sich diese neuen Formen der Standardisierung an den (in der Regel nationalstaatlich begrenzten) arbeitsgesellschaftlichen Normalitätsunterstellungen studieren, wie sie sich im 19. und 20. Jahrhundert herausgebildet haben. So wird für das durchschnittliche (männliche) Individuum der Ersten Moderne unterstellt, dass es seinen Lebensunterhalt und seinen sozialen Status im Normalfall über Erwerbsarbeit erwirbt, wobei die Organisation der Erwerbsarbeit ungeachtet der Internationalismus-Rhetorik der Arbeiterbewegung in der Regel nationalstaatlich begrenzt gedacht wird. Vor diesem Hintergrund wird zugleich eingeräumt, dass es legitime Ausnahmen von diesem Normalfall in Gestalt von Ausbildungs- und Weiterbildungsphasen bis hin zur (vorübergehenden) Arbeitslosigkeit gibt. Die sozialstaatliche Anerkennung und Absicherung dieser Ausnahmen vergrößert den individuellen Möglichkeitsraum entscheidend, wenngleich fest zu halten ist, dass dieser nicht unbegrenzt, sondern arbeitsgesellschaftlich und nationalstaatlich vorgeprägt ist und bleibt.

Allerdings sind diese ordnungsstiftenden Begrenzungen weder widerspruchsfrei noch eindeutig und unveränderlich. Sie entwickeln und verändern sich vielmehr, und genau hieraus ergibt sich am Übergang von der Ersten zur Zweiten Moderne eine Reaktualisierung und Reformulierung des Unsicherheitsproblems. Auslösend hierfür ist letztlich ein auf drei Entwicklungen aufbauender Kontingenzschub: (a) Zum einen schmelzen die ständischen Prägungen weiter ab, so dass die programmatisch angelegte Individualisierung tatsächlich zum Durchbruch kommt. (b) Zum anderen werden die nationalstaatlichen Begrenzungen und Sicherheiten der Moderne brüchig; verantwortlich hierfür sind die in die Dynamik der Modernisierung eingebauten Globalisierungs- und Entgrenzungsprozesse, die in Vorformen schon im 18./19. Jahrhundert beobachtbar waren und die im 20. Jahrhundert zu einer Intensivierung weltweiter Sozialbeziehungen führen. (c) Vor diesem Hintergrund geraten zum dritten die arbeitsgesellschaftlichen Normalitätsunterstellungen und Sozialstandards der Ersten Moderne ins Wanken. Dies betrifft den unterstellten Zusammenhang von Bildung und Beschäftigung ebenso wie die Möglichkeiten der Karriereplanung und der vollständigen Reproduktion über Erwerbsarbeit. So nimmt der Anteil der unbefristeten Vollzeitstellen ab, und die Unsicherheit der vorhandenen Beschäftigungspotentiale steigt. Zwar entstehen laufend neue Ausbildungsgänge und Berufe, bei denen jedoch unklar ist, ob und welche Zukunft sie

haben, weshalb die Individuen stets damit rechnen müssen, dass ihr Arbeitsplatz überflüssig wird und ihre Qualifikationen veralten.

Dass der Stoßseufzer »Man kann sich auf nichts mehr verlassen« in Umfragen auf hohe Zustimmungsraten stößt, ist kaum verwunderlich. Dies umso weniger, als der zu beobachtende Kontingenzzuwachs nicht nur die Arbeit und die nationalstaatliche Fixierung betrifft. Ebenso macht er sich auf dem Feld der sozialen Bindungen und individuellen Sozialbeziehungen bemerkbar. Auch hier kommt es zu einer Pluralisierung von Optionen, die immer weniger eindeutig kanalisiert werden. Vielmehr können scheinbar einander ausschließende Optionen gleichzeitig realisiert werden. In genau diesem Sinne wird die Logik des »entweder – oder« durch eine Logik des »sowohl – als auch« ersetzt, und zwar im Positiven wie im Negativen. Gestaltungsmöglichkeiten und Gefährdungspotentiale nehmen gleichermaßen zu, und sofern sich beide Seiten immer schwerer voneinander abkoppeln und gegeneinander profilieren lassen, wird eine Entwicklung sichtbar, die biographische Sicherheit verstärkt zum Problem macht.

Offen ist freilich, wie auf diese veränderte Situation reagiert wird. Gibt es neue Formen biographischer Sicherheit oder ist mit einem Rückfall in vormoderne und metaphysische Deutungsmuster zu rechnen? Wir wollen im Folgenden die These vertreten, dass zumindest in den Regionen Europas und (Nord-)Amerikas weder mit völlig neuen Formen noch mit einer schlichten Rückkehr zu vormodernen Mustern zu rechnen ist, sondern eher mit einer immanenten Rationalisierung in Gestalt neuer Mischungsverhältnisse. Basis und Bezugspunkt unserer Argumentation ist dabei das Forschungsprojekt »Unsicherheitserfahrungen und Sicherheitskonstruktionen in der reflexiven Moderne«, das von 1999 bis 2002 die biographischen Sicherheitskonstruktionen von Personen im mittleren Lebensalter im Raum München untersuchte¹ (Bonß/Zinn 2003; Zinn/Eßer 2003; Zinn 2004; 2005).

1. Sicherheit, Erwartungssicherheit, Handlungssicherheit

Ähnlich wie andere sozialwissenschaftliche Teildisziplinen hat sich die Soziologie mit Unsicherheits- und Kontingenzfragen lange Zeit kaum beschäftigt (und noch weniger mit Problemen biographischer Unsicherheit). Dies mag damit zu tun haben, dass Unsicherheit in den einschlägigen Diskussionen oftmals als ein anthropologisch tiefsitzendes Ärgernis mit evolutionär abnehmender sozialer Relevanz wahrgenommen worden ist. Exemplarisch hierfür steht Talcott Parsons (1980, S. 145), der Unsicherheit als ein spezifisch menschliches Phänomen begriff, das die Herrschaft über die innere und äußere Natur grundsätzlich beeinträchtigt, aber durch den technischen und sozialen Fortschritt zunehmend an Bedeutung verliere.

Diese Einschätzung wird heute kaum noch geteilt, und die in den letzten Jahren entstandene Risikosoziologie (z.B. Perrow 1987; Japp 2000) hat zugleich entscheidende Unterschiede zwischen technischen und sozialwissenschaftlichen Risikodiskursen deutlich gemacht. Denn letztere beziehen sich nicht auf subjektunabhängig messbare Gefährdungen und Bedrohungen, sondern auf intersubjektive *Erwartungssicherheiten* (vgl. Luhmann 1984, S. 417ff.). Derartige Erwartungssicherheiten dürfen nicht mit »harten« bzw. eindeutig objektivierbaren Sicherheitsgrenzen verwechselt werden, die subjekt- und situationsunabhängig existieren. Es handelt sich vielmehr um subjekt- und situationsbezogene Konstruktionen, die akzeptiert oder verworfen

1) Hierbei wurden 60 Personen mittels problemzentrierter qualitativer Interviews (Witzel 1989; 1996) befragt. Die Personen wurden theoriegeleitet ausgewählt unter den Besuchern eines Münchner Arbeitslosenzentrums, Mitgliedern des Vereins Alleinerziehender Mütter und Väter, Besuchern einer Abendschule und den administrativen und wissenschaftlichen Angestellten der Universität der Bundeswehr München. Zentrale Auswahlkriterien waren: Erwerbsstatus (Vollzeit/unbefristet, Teilzeit, erwerbslos) und Familienstatus (Single, feste Partnerschaft jeweils mit und ohne Kind).

werden können, aber als solche grundlegend sind für soziales Handeln. Denn Handeln ist nur möglich, wenn die Welt nicht als jederzeit auch anders möglich, also als kontingent erscheint, sondern als komplex und erwartbar stabil und in eben diesem Sinne als ›sicher‹.

Ebenso wie Unsicherheitserfahrungen werden Erwartungssicherheiten auf verschiedenen Ebenen und mit unterschiedlichen Folgen ausgebildet. In systematischer Hinsicht sind dabei mindestens drei Ebenen voneinander abzugrenzen (vgl. Zinn/Eßer 2003; Wohlrab-Sahr 1993), die oft vorschnell in eins gesetzt werden: (a) Auf der einen Seite bezieht sich der Diskurs um Sicherheit und Unsicherheit auf die Ebene sozialstruktureller und institutioneller Handlungskontexte; unter dieser Perspektive geht es (insbesondere bei der Rede von *neuen* Unsicherheiten) um die in der Dynamik des Modernisierungsprozesses begründete Vervielfältigung von Handlungsmöglichkeiten und die Auflösung struktureller Eindeutigkeiten, wie sie *makrotheoretisch* beschrieben werden kann. (b) Hiervon zu unterscheiden ist die personale Ebene. Hier wird das *mikrotheoretisch* analysierbare Problem der individuellen Erwartungsbildung und Strukturwahrnehmung zum Thema, das letztlich einer eigenen Logik gehorcht. (c) Als zusätzliches Problem auf der personalen Ebene sind schließlich die subjektiven (Un-)Sicherheitsgefühle zu notieren. Diese verweisen auf kognitive und emotionale Bestandteile, die kaum voneinander zu trennen, sehr wohl aber in ihren unterschiedlichen Wechselwirkungen zu unterscheiden sind (vgl. Loewenstein et al. 2001; Damasio 1996). Denn weder sind strukturelle Mehrdeutigkeiten automatisch mit negativen, noch Eindeutigkeiten immer nur mit positiven Gefühlen behaftet. Für die einen sind Uneindeutigkeiten und Unsicherheiten eine Bedrohung, für die anderen positiv bewertete Herausforderung, weshalb strukturelle Unsicherheiten nicht zwangsläufig mit personaler Verunsicherung gleichgesetzt werden können.

Abbildung 1: Begriffsklärungen

Analyseebene:	Begriffe:	Begriffserläuterungen:
Struktur:	Strukturelle Un-/Sicherheit	Optionsvielfalt und Mehrdeutigkeiten bzw. Eindeutigkeit oder Normalitätsmodelle auf allgemeingesellschaftlicher Ebene
Person:	Personale Un-/Sicherheit	aus der Perspektive des einzelnen wahrgenommene Optionsvielfalt und Mehrdeutigkeit bzw. Eindeutigkeit oder Normalitätsmodelle
Perzeption/Reaktion	Persönliche Versicherung/Verunsicherung und (Selbst-)Sicherheit	Individuelle Unsicherheits-/Sicherheitsgefühle

Jenseits der Differenzierung von struktureller und personeller (Un-)sicherheit sowie persönlicher Verunsicherung bleibt fest zu halten, dass Sicherheit und Unsicherheit unter soziologischen Perspektiven zunächst stets als ein Handlungsproblem thematisiert werden. Sicherheit tritt dementsprechend als *Handlungssicherheit* in den Blick, die ihrerseits auf *Erwartungssicherheiten* beruht und aufbaut. In Anschluss an die Terminologie von Niklas Luhmann (1984, S. 417f.) lassen sich derartige Handlungs- und Erwartungssicherheiten als Resultat eines Transformationsprozesses von (unhandhabbarer) Kontingenz zu (handhabbarer) Komplexität begreifen (vgl. Bonß 1997, S. 24). Sicherheit ist dementsprechend dann gegeben, wenn nicht alles möglich ist, sondern nur bestimmte Möglichkeiten zugelassen sind, die potentiell antizipiert werden können und auf deren Realisierung vorab ›irgendwie‹ reagiert wird. Von Unsicherheit wäre umgekehrt zu sprechen, wenn derartige Antizipationsmöglich-

keiten fehlen und der Transformationsprozess auf struktureller und/oder personaler Ebene nicht oder nur unvollständig gelingt. In diesem Fall werden Möglichkeit und Wirklichkeit, aus welchen Gründen auch immer, nicht zur Deckung gebracht; es bleiben gleichsam Kontingenzen übrig, und genau deshalb entsteht Unsicherheit.

Dass Kontingenzen bestehen bleiben, ist in kognitiver wie in emotionaler Hinsicht keineswegs ungewöhnlich – im Gegenteil. Denn sollte die Transformation von Kontingenz in Komplexität vollständig und bruchlos gelingen, so werden andere Handlungsmöglichkeiten per definitionem ausgeschlossen und jegliche Handlungszweifel beseitigt. Diese Variante der Herstellung von Sicherheit mag bei automatisierten Routinehandlungen (etwa beim Verhalten im Straßenverkehr) sinnvoll sein – bei biographischen Entscheidungen ist sie eher prekär, da hierdurch die Offenheit der Zukunft prinzipiell vernichtet wird. Ein Lebenslauf, der keinerlei Offenheit aufweist, wäre zwar vollständig sicher und determiniert, aber in seiner Alternativlosigkeit weder einen Gestaltungszusammenhang noch den Subjekten zurechenbar. Genau deshalb ist eine vollständige Kontingenzvernichtung ein eher seltener Ausnahme- und Grenzfall, der allenfalls von theoretischem Interesse ist.

Dies gilt insbesondere für moderne Gesellschaften, die sich von vormodernen durch einen unübersehbaren Kontingenzschub und Möglichkeitszuwachs unterscheiden. Aber auch in modernen Gesellschaften ist die prinzipielle Offenheit und Unsicherheit der Zukunft nicht grenzenlos, und sie kann es auch gar nicht sein. Denn wenn alles möglich und letztlich gleich wahrscheinlich wäre, dann wären Entscheidungen (und insbesondere biographische Entscheidungen) unter der Perspektive des langfristigen Entscheidungsnutzens äußerst schwierig, wenn nicht gar unmöglich. Notwendig ist somit die Entwicklung von Differenzkriterien, die Offenheit zwar nicht vernichten, aber ihre Gestaltung ermöglichen, wobei genau dies eine entscheidende Anforderung an die Herstellung flexibler Sicherheit zu sein scheint.

2. Von Hobbes bis Goethe. Basisideen zur Herstellung von Sicherheit

Zwar ist das Bild einer absolut unsicheren, weil durch völlig offene und/oder negative Zukunftserwartungen gekennzeichneten Gesellschaft in empirischer Hinsicht ebenso falsch wie das Gegenbild eines vollständig geschlossenen und in seiner Alternativlosigkeit völlig sicheren Sozialzusammenhangs. Gleichwohl bezeichnen die beiden Varianten in theoretischer Hinsicht die Bezugspunkte, zwischen denen sich die konkreten Lebensverläufe in der gesellschaftlichen Praxis bewegen. Bezieht man diesen Befund auf die historische Entwicklung, so ist zunächst fest zu halten, dass Unsicherheit und Offenheit keineswegs ein Phänomen moderner Gesellschaften sind. Es gibt sie auch in vormodernen Sozialzusammenhängen, wenngleich in weit geringerem Maße. Dies zeigen nicht zuletzt Studien zum Beginn der Moderne, wie sie etwa von Stephen Toulmin (1991) vorgelegt worden sind. Toulmins Beschreibung der gesellschaftlichen Entwicklung zu Beginn des 17. Jahrhunderts liefert zahlreiche Belege dafür, dass die Geschichte der Moderne gerade in ihren Anfängen voll von Dokumenten der Unsicherheit war. Das durch Bartholomeo Diaz und Christoph Kolumbus eingeläutete »Zeitalter der Entdeckungen« und der reformationsbedingte Zerfall der einen Kirche machten deutlich, dass die Welt weit weniger festgefügt war als im vormodernen Selbstverständnis unterstellt. Es gab andere Welten, und die eigene erschien immer weniger einheitlich, wobei die neuen Kontingenzerfahrungen manchmal als Herausforderung, aber weit häufiger als Bedrohung erfahren wurden, und zwar sowohl allgemein als auch unter der Perspektive der biographischen Entwicklung.

Ein in der Diagnose wie in der Therapie höchst aufschlussreiches Beispiel ist in diesem Zusammenhang die Abhandlung »De Cive« von Thomas Hobbes aus dem Jahre 1642, die sich als eine durchaus paradigmatische Reaktion auf die zeitgenössischen Erfahrungen von Kontingenz, Zukunftsoffenheit und Unsicherheit lesen lässt. In »De Cive« begründete

Hobbes die später weiter ausgebauten Figur des »Leviathan« oder des absoluten Staates (Hobbes 1651). Der Hobbessche Leviathan entsteht in Reaktion auf die Unsicherheiten des Naturzustands, in dem negativ wie positiv alles möglich ist. Für den Naturzustand gilt nicht nur der berühmte Satz: »Homo homini lupus est«, sondern auch die entgegengesetzte Maxime: »Homo homini deus est«, wie sie im 19. Jh. explizit von Ludwig Feuerbach zum Thema gemacht worden ist. Denn der Mensch ist nicht nur durch Machtstreben, sondern auch durch Hilfsbereitschaft gekennzeichnet; er ist von Natur aus ambivalent, wobei im Naturzustand unklar ist, welche der verschiedenen Seiten realisiert wird. Genau deshalb verweist der Naturzustand auf eine grundlegende Kontingenz, die handlungsbedrohend erscheint und beseitigt werden muss, wobei Hobbes sich die Herstellung von Eindeutigkeit nur durch die Ausbildung des absoluten Staates vorstellen konnte.

Der Hobbessche Leviathan schafft Sicherheit durch einen einmaligen Gesellschaftsvertrag. Die Individuen einigen sich darauf, alle Kontingenzen und Probleme auf einen Dritten, nämlich den absoluten Staat, abzuwälzen und erhalten dadurch im Gegenzug eine grundlegende Sicherheit. Ein ganz anders akzentuiertes, 150 Jahre jüngeres Modell einer erfolgreichen Bewältigung von Kontingenz und Offenheit lässt sich an den Bildungsromanen des späten 18. Jahrhunderts studieren. Exemplarisch und stilbildend sind in diesem Zusammenhang »Wilhelm Meisters Lehrjahre« (1795) von Johann Wolfgang v. Goethe. Der Held des Romans, Wilhelm Meister, schwankt zwischen bürgerlichen und künstlerischen Lebensentwürfen, wobei Neigungen und Fähigkeiten keineswegs übereinstimmen. Er führt eine unsichere, uneindeutige und zeitweise auch zerrissene Existenz, deren Ende lange offen ist. Im Unterschied zu letztlich gescheiterten Personen (wie die Figur der Aurelie im Roman oder der Zeitgenosse und Goethe-Bewunderer Jakob Michael Reinhold Lenz in der Realität) gelingt es Wilhelm allerdings im Laufe seiner Lehrjahre, die unterschiedlichen Lebensentwürfe so zu verknüpfen, dass die verschiedenen Facetten gleichermaßen relativiert wie realisiert werden; und indem er mühsam lernt, welche Bedeutung sie für ihn haben, hat er am Ende seiner Lehrjahre seine unterschiedlichen Potentiale optimal ausgeschöpft und weist eine gelungene und integrierte Identität auf.

Das Beispiel Wilhelm Meisters ist für die (Erste) Moderne von paradigmatischer Bedeutung und lässt spezifische Normalitätsunterstellungen zur modernen Herstellung biographischer Sicherheit erkennen. So ist Wilhelms Leben nicht vorbestimmt eindeutig, sondern bewegt sich zwischen divergierenden und auf den ersten Blick inkompatiblen Entwürfen. Genau dies verweist auf die basale Kontingenz und Unsicherheit der modernen Existenz. Diese hängt mehr von den handelnden Subjekten und weniger von Sicherheit stiftenden, externen Vorgaben ab. Sie ist überdies nicht mehr vorgegeben-eindeutig, sondern zeichnet sich durch grundsätzliche Uneindeutigkeiten und Unsicherheiten aus, die nur allmählich und über diverse Irrungen und Wirrungen beseitigt werden können. Aber sie müssen auch beseitigt werden, da ansonsten das Scheitern droht. Denn Unsicherheit ist nur der Ausgangspunkt und nicht das Ziel. Sie bleibt in letzter Instanz eine Bedrohung, die es im Verlaufe des (Selbst-)bildungsprozesses zu beseitigen gilt, und sofern die Individuen auf diesem Wege gleichsam zu sich selbst finden, erscheint die Herstellung von Kohärenz und Sicherheit gleichbedeutend mit einer Identitätsfindung, in deren Verlauf die Gegensätze und Verschiedenheiten innerhalb der eigenen Person abgearbeitet und zu einer Synthese gebracht werden.

3. Sicherheitsverluste und Neubewertung biographischer (Un-)Sicherheit

Dieses dem aufklärerischen Zeitgeist entsprechende und in der Rezeption sehr schnell trivialisierte Modell entwickelte sich im 19. Jahrhundert zu einer gesellschaftlichen Standardvorstellung, die letztlich durch drei Merkmale gekennzeichnet war: (a) Zum einen wurde biographische Sicherheit *verzeitlicht* gedacht; während die Phasen der Kindheit und Jugend

als vergleichsweise offen und deshalb zugleich unsicher galten, schien die biographische Sicherheit im Verlauf des Lebens zu wachsen – eine Vorstellung, die noch lange die Ideen von »Normalbiographie« und »Normalarbeitsverhältnis« bestimmte (vgl. Osterland 1990). (b) Zum zweiten wurde biographische Sicherheit mit (wachsender) *Kohärenz* gleichgesetzt, wobei die Devise galt: Je kohärenter und einheitlicher die Identität, desto größer die biographische Sicherheit. (c) Zum dritten wurde das Entwicklungsprojekt »biographische Sicherheit« als ein Prozess der *Rationalisierung* verstanden, in dessen Verlauf die sprunghaft-unsichere Emotionalität zunehmend durch Vernunft bzw. sichere Rationalität kontrolliert wird.

Zwar entsprachen die empirisch vorfindlichen Biographien von Anfang an nur begrenzt der Idee einer allmählichen Herstellung von Eindeutigkeit, Kohärenz und Rationalität. Aber dies war insofern unproblematisch, als der Fluchtpunkt der Entwicklung nicht in Frage stand und im 19. wie im 20. Jahrhundert davon ausgegangen wurde, dass mit der Rationalisierung und Verwissenschaftlichung der Moderne die Idee der Herstellung biographischer Sicherheit über Bildungsprozesse gleichsam von selbst dominant werden würde. Dementsprechend blieb die Gleichsetzung von biographischer Sicherheit und Identität lange Zeit weitgehend unangefochten, wobei das (zusehends psychologisch akzentuierte) Konzept der Identitätsfindung häufig durch (eher soziologisch akzentuierte) Modelle der Karriereplanung ergänzt und manchmal auch ersetzt wurde.

Diese Orientierung prägt indirekt auch noch die sozialwissenschaftliche Biographieforschung, die ihren Aufschwung in den achtziger Jahren erlebte (Kohli 1978; Fuchs 1984). Ursprünglich bezog sich die Biographieforschung vor allem auf benachteiligte Gruppen und Personengruppen mit besonderen biographischen Problemlagen, wie beispielsweise chronisch körperlich (Fischer 1982) oder psychisch kranke Personen (Riemann 1988). Gerade weil diese Gruppen von der Normalität abwichen (und zwar in der Regel unfreiwillig), schienen sie dazu geeignet, Erkenntnisse über diese Normalität und die mit ihr gesetzten Strukturierungszwänge zu liefern. Vor dem Hintergrund von Abweichung und Krise verblieb die Diskussion zumeist im Kontext einer auf Identitätsfindung und -sicherung konzentrierten Perspektive, über deren Angemessenheit zwar gestritten wurde (Fischer-Rosenthal 1999; 2000), die aber letztlich nicht in Frage stand. Das macht sich auch in der wegweisenden Arbeit von Monika Wohlrab-Sah (1993) bemerkbar, in der die Integration von Kontingenz in die Biographie zwar nicht mehr negativ bewertet wird, aber gleichwohl als Muster der Bewältigung vergangener Krisenerfahrungen erscheint. Eine positive und prospektive Bezugnahme auf biographische Unsicherheit als Gestaltungsstrategie konnte so kaum in den Blick kommen.

Dass Kohärenz, Eindeutigkeit und Rationalität als entscheidende Norm erschienen, ist um so bemerkenswerter, als zu dieser Zeit die klassischen, auf Integration und An- bzw. Einpassung konzentrierten Ansätze (Parsons, Erikson) bereits erheblich an Überzeugungskraft verloren hatten. Denn entgegen den ursprünglichen Erwartungen wurden die individuellen Karrieren in den 70er/80er Jahren nicht eindeutiger, sondern unübersichtlicher, und zwar unter beruflichen wie unter privaten Gesichtspunkten. Die Biographieforschung reagierte hierauf mit einer Verschiebung der Forschungsperspektive von der »biographischen Identität« zu Problemen der »biographischen Strukturierung« (Fischer-Rosenthal 1999; 2000). Die Präferenz für Eindeutigkeit, Kontrolle und Vorhersehbarkeit ging dadurch zwar nicht verloren, wurde aber abgeschwächt zugunsten einer Forschungsperspektive, die nach Widersprüchlichkeiten und ihrer Verbindung in biographischen Repräsentationen fragt.

Unter dieser Perspektive ging es nicht mehr einfach um die Gleichsetzung von Unsicherheit und Widersprüchlichkeit mit Leiden, sondern um die Frage, wie unterschiedliche Erfahrungen (inklusive Gegensätzen und Widersprüchen) miteinander in Bezug gesetzt werden. Dabei lieferten insbesondere die biographietheoretisch orientierten Untersuchungen zur Migration eine empirische Gegenevidenz (Breckner 1994) zu den kohärenztheoretischen Defizit-

modellen biographischer Identität. Denn die vermeintlich zwischen zwei Kulturen gespaltenen und heimatlosen Migrantinnen und Migranten bewerten ihre Erfahrungen zuweilen ganz anders als erwartet. Das Verlassen der Heimat wird keineswegs ausschließlich als Verlust angesehen und die Identität der Befragten konnte in diesem Sinne auch kaum als gefährdet, beschädigt oder grundlegend erschüttert aufgefasst werden. Vielmehr entwickelten sich auch neue Selbstverständlichkeiten »zwischen« den beiden Kulturen, die als Bereicherung bewertet werden und auf eine positive Bezugnahme auf biographische Unsicherheit als Gestaltungsstrategie verweisen.

In mancher Hinsicht nehmen Migrantinnen und Migranten das vorweg, was unter den Bedingungen der entgrenzten Moderne verstärkt zu beobachten ist. Sie bleiben nicht in einem festen Kontext, der Stabilität garantiert, sondern wechseln regionale und soziale Räume. Vor diesem Hintergrund wird es schwierig, Identität durch einfache Wiederholung bekannter Verhaltensweisen (Tradierung) zu bewahren – ein Problem, mit dem in modernisiert-modernen Vergesellschaftungszusammenhängen auch Personen der Migrationsforschung zunehmend konfrontiert sind. Dies umso mehr, als angesichts der gesellschaftlichen Dynamik Grundpfeiler moderner Erwartungssicherheit wie das Normalarbeitsverhältnis oder geschlechtsspezifische Arbeitsteilung für immer größere Personenkreise immer weniger zutreffen. Dabei sind es weniger die vergleichsweise moderaten sozialstrukturellen Verschiebungen als das wachsende Bewusstsein, dass vertraute Basissicherheiten nicht mehr länger unhinterfragt vorausgesetzt werden können. Wenn traditionelle Muster geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung durch individualisierte Erwartungsstrukturen erodiert werden, fallen die Sicherheitsgewinne durch Komplexitätsreduktion weg; es muss ausgehandelt und begründet werden, wo zuvor einfach vorausgesetzt wurde. Die Entlastungseffekte, die zuvor für tradierte Muster galten, sind dabei auch für jene verloren, die diese Muster noch verfolgen möchten, da sie nunmehr als begründungsnotwendige Entscheidungen beobachtet werden. Etwa wird, in Konkurrenz zu neueren Vorstellungen weiblicher Erwerbskarrieren, die Wahl des Hausfrauendaseins zur begründungsnotwendigen und riskanten biographischen Entscheidung.

Angesichts der steigenden Flexibilitätszumutungen und -erwartungen hat Zygmunt Bauman die modernisierte Moderne als »liquid modernity« (Bauman 2000) beschrieben, nämlich als einen Sozialzusammenhang mit »verflüssigten« Sozialbeziehungen und unsicheren biographischen Erwartungen. Auch die Stabilisierung biographischer Erwartungen mit Hilfe »großer Erzählungen« (Ideologien, Ethiken) wird unter diesen Bedingungen schwieriger, da in einer unübersichtlich gewordenen Welt biographische Ereignisse widersprüchliche Handlungsnormen ansprechen. Normative Vorgaben geraten in der Lebenspraxis immer wieder zueinander in Widerspruch und können daher nicht mehr einfach unter Bezugnahme auf einen übergreifenden ethischen oder ideologischen Sinnrahmen gelöst werden. Institutionelle Ratgeber – etwa die Kirche – laufen Gefahr, sich in den Unwägbarkeiten ihrer sozialen Umwelt zu verstricken und an Überzeugungskraft zu verlieren. Vielmehr sind lebenspraktische Lösungen erforderlich, die zwischen allumfassenden Weltbildern und einer weitaus komplexeren Lebenspraxis vermitteln. Dadurch entsteht Spielraum für unorthodoxe Lösungen und individuelle Bedürfnisse.

Schließlich geraten auch die klassisch modernen Muster der rationalen Kontrolle und persönlichen Entwicklungsfähigkeit unter Druck. In einer Welt, in der rationale Entscheidungen immer schwieriger werden, werden der Rekurs auf Wissen uneindeutig und der Glaube an die kontrollierte und vernünftige Lebensplanung zur Fiktion. Angesichts zunehmender Entwicklungsdynamiken und Unübersichtlichkeiten gerät die Unterstellung individueller Handlungs rationalität nicht nur deswegen unter Druck, weil die einzelnen Menschen immer weniger in der Lage sind, Entscheidungssituationen zu überblicken, vielmehr sind es die durch den Kontingenzschub der Modernisierung bedingten mangelnden Sicherheiten und wachsen-

den Erwartungsunsicherheiten, die es immer schwieriger machen, langfristige kontext- und situationsunabhängige Entscheidungen zu fällen.

Berufliche Entscheidungen, Bindungen an Unternehmen, Investition in private Altersversorgung usw. werden selbst zu riskanten Entscheidungen. Dies umso mehr, als sie nicht mehr wie in den 50er und 60er Jahren auf den zentralen Sicherheitsgaranten des stabilen Wirtschaftswachstum bauen können. Gleichzeitig oder gerade deswegen wächst der Druck, die richtigen Entscheidungen zu treffen, etwa für finanzielle, emotionale oder Bildungsinvestitionen. Investitionen und Fehlentscheidungen zeitigen kaum übersehbare Kosten. Wo bei Nicht-Entscheiden eben auch ein Entscheiden ist und daher keinen Ausweg darstellt. Vielmehr ergeben sich paradoxe Situationen, die etwa mit dem Buchtitel »Du hast keine Chance, nutze sie!« (Achterbusch 1982) karikiert worden sind. Obwohl oft rationale Entscheidungskriterien fehlen, muss trotzdem entschieden werden! Denn das einzige, was sicher scheint, ist die Unsicherheit und der Zwang zur Flexibilität, der völlig neue Sozialcharaktere wie den »flexiblen Menschen« (Sennett 1998) erzwingt.

4. Flexibilisierung und Sicherheit

Betrachtet man den skizzierten Entwicklungsgang, so wird deutlich, dass sich die Herstellung biographischer Sicherheit unter den Bedingungen der »verflüssigten« Moderne verändert. In Frage steht zunächst das Konzept der *Kohärenz* als Zielpunkt der biographischen Entwicklung. Aufgrund der durch Globalisierung und Denationalisierung erheblich verstärkten Pluralisierung der Lebens- und Karriereentwürfe erscheint das Kohärenzpostulat in mancher Hinsicht als überholt oder zumindest als dysfunktional. Vor diesem Hintergrund verändert sich auch das Konzept der *Verzeitlichung*. Dies nicht im Sinne eines Bedeutungsrückgangs – unter den Bedingungen der entgrenzten Moderne ist, im Gegenteil, von einem Bedeutungszuwachs der Mechanismen der Verzeitlichung auszugehen. Aber die für die Moderne konstitutive Verzeitlichung erhält insofern neue Akzentsetzungen, als die Zielpunkte für die unterstellten Entwicklungsprozesse an Eindeutigkeit verlieren. An die Stelle der konventionell unterstellten, wachsenden Kohärenz tritt eine oftmals kaum zu kontrollierende Kontingenz, die auf eine für manche unerwartete Rückkehr von Unsicherheit und auf ein »Ende der Eindeutigkeit« (Bauman 1992) verweist.

Die Rückkehr der Unsicherheit als Ausdruck institutionellen und kulturellen Wandels stellt zum dritten das Konzept der *Rationalisierung* bzw. der wachsenden Rationalität individueller und gesellschaftlicher Entscheidungen in Frage. Definiert man Rationalisierung mit Max Weber als »das Wissen oder den Glauben daran ...dass man .. alle Dinge – im Prinzip – durch Berechnen beherrschen könne« (Weber 1919, S. 317), so erscheint Rationalität in der Moderne identisch mit der Durchsetzung von Kalkulation, Berechenbarkeitsglauben und »instrumenteller Vernunft« (Horkheimer 1967). Für Weber war diese Entwicklung aufgrund des Erfolges rationaler Kalkulationen unaufhaltsam, und er ging letztlich auch von einer (durchaus ambivalent eingeschätzten) wachsenden Eindeutigkeit und Beherrschbarkeit der inneren und äußeren Natur aus. Genau diese Annahme eines gleichsam linearen Rationalitätszuwachses steht unter den Bedingungen der Zweiten Moderne jedoch in Frage. Denn die Durchsetzung von Berechenbarkeit und instrumenteller Vernunft ist keineswegs so unabweisbar erfolgreich wie erwartet; sie zeitigt vielmehr Nebenfolgen, und sofern die Kosten der instrumentellen Rationalisierung ihren Nutzen nicht selten übersteigen, machen sich Forderungen nach anderen Konzepten und einem »ganzheitlichen« Vorgehen bemerkbar.

Das hierin deutlich werdende Unbehagen am rechenhaften Charakter der neuzeitlichen Rationalität mag metaphysischen Bearbeitungsmustern zur Transformation von Unsicherheit in Sicherheit Vorschub leisten und dazu beitragen, dass das Gefühl der Schicksalhaftigkeit (Giddens 1995, S. 166) erneut an Bedeutung gewinnt. Ob sich insbesondere in den hoch rationali-

sierten Regionen Europas und (Nord-)Amerikas ein Rückzug auf metaphysische Positionen als neue dominierende Form des Umgangs mit Erwartungsunsicherheit durchsetzen wird, ist gleichwohl fraglich. Denn – und hierauf hat Max Horkheimer (1932, S. 5ff.) bereits vor mehr als siebzig Jahren hingewiesen – (positivistischer) Berechenbarkeitsglaube und Metaphysik schließen sich keineswegs aus. Sie ergänzen sich vielmehr, und vor diesem Hintergrund ist auch eher eine Zunahme an Mischungsverhältnissen zu beobachten. Rationale Erklärungsmuster werden ergänzt durch metaphysische. Umgekehrt werden metaphysische Konstruktionen in einer rationalisierten Form benutzt. Schließlich werden aber auch »Restunsicherheiten« zum Teil anders interpretiert. Denn sie erscheinen nicht mehr unbedingt als eine ärgerliche Größe, die es über kurz oder lang zu beseitigen gilt, sondern treten als notwendige Voraussetzung des Lebens in den Blick, mit der »irgendwie« umgegangen werden muss.

4.1 Wenn rationale Erwartungsbildung an ihre Grenzen stößt: Glück

In einer Welt, die weitgehend dem aufklärerischen Ideal von Kontrolle und Naturbeherrschung sowie der individuellen Steuerung des eigenen Lebenslaufs folgt, erscheint letzterer auf den ersten Blick weitgehend planbar, und in der biographischen Gestaltung orientieren wir uns auch meist an diesem Ideal. So gehen wir davon aus, dass wir nur dann eine attraktive Berufsposition erlangen können, wenn wir die Schule, vielleicht auch die Universität besuchen und genug tun, um die nötigen Abschlüsse zu erwerben. Aber nicht alle schaffen den Abschluss, und nicht alle Absolventen gelangen auf eine attraktive Position, wobei die ungleichen Ergebnisse keineswegs nur auf falsche Planung oder zu geringe Anstrengungen zurückgeführt werden können. Vielmehr gibt es stets Restunsicherheiten, die in einer pluralisierten und verflüssigten Arbeitswelt an strukturbildender Relevanz gewinnen. Denn unter den Bedingungen der »liquid modernity« (Bauman 2000) sind Karrieren nur noch begrenzt planbar, und ob die theoretisch erwartbaren Positionen erreicht werden, wird zu einer empirisch offenen Frage, die sich vorab wie ex post nur begrenzt auf rationale Entscheidungen zurückführen lässt.

Fragt man die Individuen, warum sie auf ihrem biographischen Weg dorthin gelangt sind, wo sie derzeit stehen, so findet sich zur Erklärung der Restunsicherheiten immer wieder der Rekurs auf die Kategorien von Glück und Pech. Ereignet sich etwas außerhalb unserer Kontrolle, so sagen wir häufig, dass wir Glück oder Pech gehabt haben. So ist davon die Rede, dass oft ein »Quentchen Glück« notwendig sei, um sein Ziel zu erreichen, auch wenn man umgekehrt »viel für sein Glück tun« muss (Rosina 445-6). Etwas nüchterner: »Es gibt Glückspilze, es gibt Pechvögel, aber der Normale zwischendrin, der muss dafür, wenn er was will, der muss dafür arbeiten.« (Max 560-3) Mal wird dem Glück der größere oder kleinere Anteil zugeschrieben, aber es ist in der Regel immer eine »Mischung aus Zufall und Eigenleistung.« (Paula 270) Überdies kann das Glück, was man sich erschaffen hat, immer wieder zerfallen »durch jemand anderes oder irgend etwas anderes« (Monika 368-9). Schließlich wird Glück nicht nur als weltlicher Zufall interpretiert, sondern auch als außen-geleitetes von Gott bestimmtes Schicksal: »Das ist eben nicht nur ein guter Gott, sondern eben auch ein strafender Gott und man weiß nicht was er wirklich will ...« (Janis 207). Dabei ersetzt jedoch Gott nicht die Eigenleistung. Vielmehr muss man selbst etwas dafür tun. »Man muss wirklich, dahinter sein« (Janis 89).

Diese Äußerungen machen die Bandbreite der möglichen Interpretationen des Stichworts Glück deutlich. Die einen interpretieren Glück in einer eher vormodernen Form nach dem Muster der launischen Glücksgöttin Fortuna, die völlig unerwartet und unkontrollierbar eingreift und wohl geplante Vorhaben zu einem erfolgreichen Ende bringt oder sie in ihr Gegenteil verkehrt. Ähnlich, wenngleich stärker im Kontext der christlichen Tradition argumentieren jene, die Glück als Ausdruck des Wirkens Gottes verstehen, das grundsätzlich

nicht beeinflusst werden kann. Auf der anderen Seite des Spektrums finden sich die rationalisiert-modernen Glückskonzeptionen; hier wird Glück mit *Zufall* gleichgesetzt (Rescher 1996). Derartige Zufälle sind nicht auf bestimmte Faktoren zurückzuführen und beeinflussbar; aber stellt man sie in den Kontext der Wahrscheinlichkeitstheorie, so erscheinen Zufälle keineswegs völlig willkürlich, sondern als potentiell berechenbar.

In den meisten Fällen ist Glück eine Rest- oder Zusatzgröße, die das eigene biographische Handeln nicht vollständig erklärt, auch wenn es von entscheidender Bedeutung sein mag. Allerdings können extreme Lebensbedingungen das Glück in ganz anderer Weise heraus fordern, und dann zeigen sich auch andere interpretative Rahmungen. Wenn in einer Radiosendung auf BBC 4 über Kampfflieger davon berichtet wird, dass der Glaube, ein Glückspilz zu sein, bei manchem verbreitet ist, um den Tod der Kameraden und das eigene Überleben zu verstehen bzw. sich am nächsten Tag noch in den Flieger zu trauen, so wird das Glück als eine Art Gabe und Moment des Unbeeinflussbaren in einer ganz anderen Weise beansprucht. Es ermöglicht Handeln auch dann noch, wenn das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten nicht mehr ausreicht. Das heißt nicht, dass Glücks(pilz)-Konstruktionen die einzige Möglichkeit sind, Handlungsfähigkeit herzustellen. Es zeigt jedoch, dass sie dazu nutzbar sind. Dabei tritt die Glückspilz-Konstruktion keineswegs an die Stelle einer hochqualifizierten Praxis. Aber die reine Kompetenz als Kampfflieger reicht nicht aus, um Erwartungssicherheit zu stabilisieren. Wenn Konstruktionen des Heldentodes, der Glaube an das Jenseits oder an die eigene Pflicht nicht (mehr) ausreichen, dann können Glückskonstruktionen offensichtlich weiterhelfen.

Ganz anders werden Glückskonstruktionen im Fall des Glücksspiels genutzt. Im Unterschied zu Geschicklichkeitsspielen, die auf ein rationales Weltbild basierend auf Vorhersage und Kontrolle verweisen, deuten Glücksspiele auf einen anderen Typus von Überzeugungen. Zwar lassen sich Glücksspiele spätestens seit Blaise Pascal sehr wohl rational deuten. Aber sie erscheinen unbeeinflussbar, und um diesen für jeden Glücksspieler ärgerlichen Sachverhalt zu umgehen, müssen zusätzliche Deutungen bemüht werden. »These include a broad range of magical and quasi-religious beliefs: there is the notion of »luck«, the idea that cards, dice or tickets can somehow be influenced by the gambler, and the idea that the outcome of games is decided by providential forces such as »fate«, or »destiny« (Reith 1999, S. 156).

Es kommt in diesem Zusammenhang weniger darauf an, dass sich viele Spieler metaphysische Weltbilder aufbauen und von Schicksal, Glückswürfeln, -orten oder -situationen reden. Interessanter ist, dass sie sich nicht einfach als passive Opfer des Schicksals oder externer Kräfte sehen, sondern als besonders befähigt. Das kann bedeuten, dass sie genau wissen, wie der Griff einer »fruit machine« zu betätigen und zu halten ist, um Erfolg zu haben. Es kann sich auch auf rationale Spielstrategien (Systeme) oder die richtige Persönlichkeitshaltung beziehen (Dostoevsky 1987, S. 345f.) – etwa um im Roulette immer zu gewinnen – oder die Befähigung, das Schicksal zu erschließen, indem alle möglichen Hinweise gedeutet werden. Es geht letztlich darum, in dem Zufallsraum statistischer Wahrscheinlichkeit Regelmäßigkeiten zu entdecken, um das nächste Ereignis vorauszuahnen und entsprechend darauf zu wetten (Reith 1999, S. 157).

In diesem Zusammenhang ist auch die verzerrte Wahrnehmung des Erfolgs bedeutsam. Verzerrte Erfolgswahrnehmung schlägt sich darin nieder, dass Gewinne eigenen Fähigkeiten zugeschrieben werden, Verluste hingegen werden Faktoren außerhalb der eigenen Kontrolle zugeordnet (ebd.). Das, was dem mathematisch-statistisch orientierten Menschen als absurd und als aussichtsloses Unterfangen erscheinen mag, spiegelt – so die These – erfolgreiche Vorgehensweisen wider, um Handlungsfähigkeit und -motivation in einer Welt aufrecht zu erhalten, die in mancherlei Hinsicht unübersichtlicher geworden ist, in der sich vieles der eigenen Kontrolle völlig entzieht, während wir nach wie vor darauf angewiesen sind zu entscheiden.

Während in einem mehr oder weniger kontrollierbar erscheinenden Alltag Glück eher eine Nebenrolle einnimmt, zeigen Extremsituationen die Belastbarkeit von Glückskonstruktionen, die bis zum Glauben, ein Glücksspiel zu sein, reichen können. Gleichzeitig zeigt das Beispiel des Glücksspiels, dass wir keineswegs dazu geneigt sind, uns dem Glück zu überlassen. Selbst in Situationen, in denen wir »rational« dem reinen Zufall ausgeliefert sind, kann Handlungsfähigkeit nur dann auf Dauer gestellt werden, wenn wir – wie der Spieler – eigene Kompetenzvorstellungen (und sei es nur das eigene Glück zu erkennen) aufrechterhalten.

4.2 *Bearbeitung von Restunsicherheiten durch Vertrauen*

Der Verweis auf »Glück-« oder »Pech-haben« ist ein wichtiges, aber nicht das einzige Mittel, um in der gesellschaftlichen Alltagspraxis Unkontrollierbarkeiten zu erklären und sich gegen Restunsicherheiten abzusichern. Mindestens ebenso bedeutsam (und nicht unbedingt alternativ zu »Glück/Pech«) ist eine andere Strategie, nämlich »Vertrauen« zu haben oder zu schenken. »Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser« – dieser (fälschlicherweise oft Lenin zugeschriebene) Spruch setzt am Gegensatz zur Kontrolle an und stilisiert das Vertrauen zu einem Muster minderer Güte, das angeblich erst (oder nur dann) zum Einsatz kommt, wenn eine Situation nicht qua Wissen und rationaler Kalkulation kontrolliert werden kann. Dies freilich ist sehr häufig der Fall, weshalb die Bedeutung des Vertrauens als Mittel zur Herstellung von Sicherheit nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Zwar schafft Vertrauen keine absolute Sicherheit – es kann schließlich stets enttäuscht werden – es verringert jedoch die subjektive Wahrscheinlichkeit eines unerwünschten Ereignisses bis zu einem Grad, der es angemessen erscheinen lässt, diese Möglichkeit nicht weiter in Betracht zu ziehen.

Um die Bedeutung des Vertrauens für biographische Sicherheitskonstruktionen herauszuarbeiten, muss mit einem allgemeiner konzipierten Vertrauensbegriff gearbeitet werden als in den vorherrschenden politikwissenschaftlichen und philosophischen Diskursen. Diese beziehen sich überwiegend auf vertragstheoretische und interpersonelle Vertrauensphänome (vgl. Hartmann/Offe 2001) und konzentrieren sich auf die Bedeutung des Vertrauens im Kontext von Macht- oder Gewinnmaximierungsproblemen. Für die Beschreibung der Herstellung biographischer Sicherheitskonstruktionen ist diese Perspektive nur begrenzt brauchbar. Stattdessen bietet es sich an, Vertrauen als Folge eines prinzipiell nicht lösbaren Informationsproblems zu beschreiben (vgl. Giddens 1995, S. 48). Um (rationale) Erwartungen gegenüber einer wie auch immer gearteten Zukunft zu stabilisieren, sind Informationen unabdingbar. Allerdings sind die verfügbaren Informationen stets begrenzt, und genau dies verlangt uns Vertrauen in Institutionen, Professionen, Verwandte oder Gott ab.

Vertrauen bedeutet den Verzicht auf die Beschaffung weiterer Informationen und stellt den Rekurs auf Glauben statt Wissen in den Vordergrund. In der Alltagspraxis ist dies in der Regel keine problematische Entscheidung, sondern eine schlichte Notwendigkeit. Denn die für eine vollständig rationale Entscheidung notwendigen Informationen können oft entweder gar nicht oder zumindest nicht zu vertretbaren Kosten beschafft werden. Für das soziale Handeln (und erst recht für biographische Sicherheitskonstruktionen) kann somit von einem prinzipiell gar nicht behebbaren Informationsmangel ausgegangen werden, der in vielen Fällen rein routinemäßig bearbeitet wird. So vertrauen wir in der Regel nicht aktiv in Ärzte, den Wert des Geldes oder uns selbst, sondern gehen ohne Suche nach zusätzlichen Informationen einfach davon aus, dass die in der Vergangenheit als stabil erfahrenen Erwartungen auch in Zukunft stabil sein werden. Nur in manchen Situationen sind wir aufgefordert, derartige Selbstverständlichkeiten und Eindeutigkeiten gegenüber Zweifeln abzusichern, und genau hier kommt »aktives« Vertrauen ins Spiel.

Im vertrauentheoretischen Diskurs wird Vertrauen oft in Kontrast zur Bewusstheit gesehen. So wird etwa argumentiert, dass Vertrauen dann besonders groß ist, wenn es gar nicht

bewusst ist (Lagerspetz 2001) und es genau dann bereits beeinträchtigt oder gar nicht mehr vorhanden ist, wenn es in Frage gestellt wird. Das bringt jedoch die Schwierigkeit mit sich, unreflektierte Routinen oder das Verdrängen einer Gefahr von Vertrauen gar nicht recht unterscheiden zu können. Aus handlungstheoretischer Perspektive sehen wir daher Vertrauen als Mittel, um ein Informationsproblem zu bearbeiten. Vertrauen wird genau dann aktiviert (geschenkt, gegeben usw.), wenn rationale Kalkulation nicht mehr ausreicht oder wenn Zweifel bezüglich der Zukunft oder der Gültigkeit bisheriger unhinterfragter Routinen auftreten. Dann ist Vertrauen gefragt, um die neu aufgetretene Unsicherheit auf ein handhabbares Maß zu reduzieren.

Im Unterschied zum ökonomischen Ansatz (Coleman 1990) verstehen wir Vertrauen nicht als rationales Vertrauen im Sinne einer rationalen Verlust-Gewinn-Abwägung. Eine solche Interpretation erscheint insofern unangemessen, als sie den »rationalen« Charakter des Vertrauensphänomens überschätzt, das zwar teilweise erfahrungsbedingt und erwartungsorientiert ist, aber in aller Regel auf einem Mischungsverhältnis von Rationalität, Gefühl und Erfahrung beruht. Der Kern des Vertrauens besteht gerade darin, dass es ein Informationsdefizit über Glauben schließt, das über Wissen und »rein« rationale Kalkulation nicht zureichend bearbeitet werden kann. Dementsprechend werden etwa spieltheoretische Ansätze zunehmend dafür sensibel, dass Vertrauensphänomene nicht (allein) durch rationales Abwägen bestimmt, sondern durch andere sozio-kulturelle und subjektive Faktoren beeinflusst oder konstituiert werden (Ostrom 2000).

Dass Vertrauen, etwa in die eigene Ehe, auch dann noch geschenkt wird, wenn man es eigentlich besser wissen müsste – etwa aufgrund der eigenen Ausbildung – zeigt eine Befragung von US-amerikanischen Jurastudentinnen. Diese wurden im Rahmen ihrer Ausbildung zwar über die Scheidungsstatistiken informiert. Aber angesprochen auf ihre eigenen Erwartungen vertrauen sie unabhängig davon darauf, dass es in ihrer Partnerschaft anders sein wird, weshalb sie die erwartete Dauer ihrer eigenen Partnerschaft deutlich überschätzen (Baker/Emery 1993). Wenn es dann doch zur Scheidung kommt, trifft es die Befragten nicht selten völlig unerwartet und erscheint als unvorhersehbare Katastrophe.

Anders sieht es hingegen aus, wenn anerkannt wird, dass die Zukunft grundsätzlich unsicher ist und zwar nicht nur als Kontextvariable, sondern auch was die eigenen Wünsche und Gefühle betrifft. In diesem Fall verändert sich das Vertrauen in die Partnerschaft grundlegend. Ein traditionell als dauerhaft interpretiertes Eheversprechen wird umgedeutet zu einem Versprechen auf Zeit und büßt damit einiges seiner entlastenden Wirkung ein. Unter dieser Voraussetzung muss das Vertrauen in die Beziehung immer wieder erneuert werden; man muss sich des Vertrauens immer wieder versichern, wobei dies zu durchaus neuartigen Erwartungsstrukturen führt. Denn in einer »culture of divorce« (Hackstaff 1999), in der Scheidung bereits als erwartbare, wenn auch nicht wünschenswerte Normalität anerkannt ist, sind Paare oft überrascht, wie lange ihre Partnerschaft bereits anhält (ebd.).

Wie sich an unserem Interviewmaterial zeigen lässt, wird es unter solchen Bedingungen anerkannter begrenzter Gültigkeit eher schwierig, ein aufrichtiges (traditionelles) Eheversprechen zu geben:

»Ja i' weiß net was-was verlassen is'. Im Prinzip ... i hab kein Recht mich auf jemand anders zu verlassen ... I kann mich nur auf mich verlassen. ... I kann sagen, Ich liebe ihn' und i kann au sagen er liebt mich vielleicht. Ähm und daraus kann i gewisse Dinge ableiten oder a Gefühl entwickeln. ... also meinetwegen au in ner Ehe wo man dann sagt äh, bis dass der Tod euch scheidet', des is ja auch ne Art von verlassen, ... Meiner Meinung nach hat jeder Mensch des Recht, wenn er in nem Moment ein Versprechen gibt und des aus vollstem Herzen tut und – honest, ehrlich einfach ehrlich, dieses Versprechen gibt, ja! hat er trotzdem des Recht ... zwei Jahre später zu sagen, Ich fühl' mich jetzt nicht mehr gut, ähm i weiß net warum und i weiß eigentlich auch gar net was i tun soll ... Und äh insofern dieses Fragezeichen. Für mich gibt's dieses/äh i hab früher ner Frau au nie sagen können 'ich liebe dich' weil i

dacht hab des is dann dieser Anspruch den i an mich selber immer ghabt hab und den i heute noch immer wieder hab, diesen perfektionistischen Anspruch.« (Ludwig, 111)

In dieser Passage, die schon aufgrund des permanenten Schwankens zwischen Bindungs- und Freiheitsargumentationen bemerkenswert ist, wird Vertrauen als eine *aktive, zeitlich begrenzte und gleichermaßen rational wie emotional bestimmte* Strategie eingeführt, die in dieser Dreifachbestimmung als »reflexiv« charakterisiert werden kann. Vertrauen ist notwendig, weil man sich nicht dauerhaft und rein aus guten Gründen auf eine Partnerschaft verlassen kann. Ob die Beziehung Bestand hat, ist dabei weniger ein Wissens- als ein Glaubensproblem, das immer wieder neu bearbeitet werden muss. In einer als prinzipiell individualisiert und nicht zuletzt deshalb auch prinzipiell unsicher begriffenen Welt, die letztlich nicht mehr zu sichern ist, erscheint Vertrauen unverzichtbar, aber nicht als blindes, sondern als reflektiertes Vertrauen. Während blindes Vertrauen zur unkalkulierbaren Gefahr wird, mit absehbar katastrophalen Folgen, ermöglicht das reflektierte Vertrauen Handlungsperspektiven auf Zeit. Diese werden im Laufe der Zeit keineswegs immer stabiler (im Sinne eines vertieften Vertrauens), sondern bleiben stets revidierbar. Zugleich lässt sich der prinzipiell unsichere Glauben auch nicht in Wissen transformieren; stattdessen bleibt eine Mischung aus Gefühl und Kalkulation vorherrschend, und es ist genau diese Mischung, die reflektiertes Vertrauen ermöglicht.

4.3 Kontingenzbearbeitung durch Emotion

Die angedeutete Konzeption eines reflexiven Vertrauens lässt spezifische Akzentsetzungen im Verhältnis von Rationalität und Emotionalität bei der Generierung biographischen Entscheidens und Handelns erkennen, die aus der Perspektive einfach-moderner Theoriebildung eher irritierend erscheinen. In einfach-modernen Handlungs- und Entscheidungstheorien werden Emotionen meist doppelt bestimmt: Auf der einen Seite erscheinen sie als etwas, was rationale Entscheidungen und Erwartungen beeinträchtigt – so vor allem in ökonomischen Entscheidungstheorien. Auf der anderen Seite wird oft davon ausgegangen, dass positive Emotionen in Einklang mit eindeutigen und vorhersehbaren Erwartungen stehen, während uneindeutige Erwartungen negative Emotionen und Angst hervorrufen. Exemplarisch sei nur auf die klassische Institutionentheorie von Gehlen oder auf Eriksons Vorstellungen der Identitätsentwicklung hingewiesen. Aber auch neueren soziologischen Ansätzen wie der Systemtheorie (Luhmann 1984; 1986), der Theorie der Strukturierung (Giddens 1995) oder dem Konzept der Risikogesellschaft (Beck 1986) liegen vergleichbare Einschätzungen zugrunde, und diese prägen auch die Arbeiten von Bauman (2000) oder Sennett (1998).

Grenzt man den Blickwinkel auf jene Theorien ein, die sich explizit mit Risiko- und Unsicherheitsfragestellungen in der sich wandelnden Moderne beschäftigen, so ergibt sich bei der Frage der Gefühle folgendes Bild: In der Theorieperspektive der »Risikogesellschaft« (Beck 1986) tauchen Gefühle vor allem als *negative* Gefühle auf, als Angst vor neuen Risiken, die als Nebenfolgen der industriellen Moderne und Globalisierungsprozessen unser Dasein bedrohen und neuen Solidarisierungsformen jenseits von »Stand und Klasse« Vorschub leisten sollen.² Emotionen werden dementsprechend negativ zum Thema, wobei Angst als Folge von Bedrohungslagen oder allgemeiner von Erwartungsunsicherheiten in den Blick tritt. Vor diesem Hintergrund geht Giddens (1995, S. 117ff., S. 164ff.) einen Schritt weiter, indem er in Anlehnung an Erikson die neuen Bedrohungslagen mit dem Konzept der »ontologischen Sicherheit« entwicklungspsychologisch verankert. Er versteht »on-

2) Die These institutioneller Individualisierung führt in diesem Zusammenhang nicht weiter, da »Verunsicherung« kognitiv und nicht emotional verstanden ist und die Erfordernisse reflexiver Lebensplanung und die Gefahr zum Spielball von Konjunkturen zu werden als Strukturproblem und nicht als Frage subjektiven copings behandelt wird (Beck 1986, S. 207).

tologische Sicherheit« explizit als ein Gefühl, das er im Unbewussten verortet. Die Durchbrechung von Alltagsroutinen, die Ungewissheit der Zukunft, bzw. Erwartungsunsicherheit werden in diesem Theorierahmen ganz allgemein zu einer Belastung des Gefühls »ontologischer Sicherheit«, das zunehmend der Behandlung bedarf. Die Perspektive auf Emotionen ist hier unidirektional von den allgemeinen Strukturbedingungen zu den Gefühlslagen der Subjekte. Wie Gefühle genutzt werden können, um Erwartungssicherheit herzustellen oder als Antwort auf wachsende gesellschaftliche Kontingenzumutungen verstanden werden können, kommt demgegenüber nicht in den Blick.

Auch die Systemtheorie in der Tradition Luhmanns hat bisher wenig unternommen, um ihre »emotionale Leerstelle« zu füllen.³ Bei Luhmann tauchen Emotionen vor allem in ihrer negativen Form als Angst auf, aber explizit nicht als Gefühl, sondern – entsprechend dem Theoriedesign – als Kommunikation. Luhmann (1986) sieht in dieser Weise Angst-Kommunikationen als Zumutungen für Funktionssysteme, die sich nicht gegen sie wehren können, weil Angst-Kommunikation selbstevident erscheint. Die Systemlogiken ausdifferenzierter Funktionssysteme agieren jedoch nicht auf »emotionaler« Ebene. Angst-Kommunikation blockiert eher als das sie hilft: »Die Alternativen, die die Anstrhetik bietet, haben demgegenüber die Eigenart, zwar handlungsnah aber realitätsfern zu sein. Sie blenden in einer kaum zu verantwortenden Weise gesellschaftliche Interdependenzen und Wirkungsvermittlungen aus.« (Luhmann 1986, S. 248) Gleichwohl argumentiert auch Luhmann in bekannter soziologischer Tradition, dass Erwartungsstabilisierung von Gefühlen entlastet und mangelnde Routinen das Individuum in stärkerem Maße eigenen Gefühlen aussetzt und kommt zu dem Schluss, dass die »moderne Gesellschaft mehr, als man gemeinhin denkt, durch Emotionalität gefährdet« ist (Luhmann 1984, S. 365).

Unerwartete Hilfe bietet hier die entscheidungstheoretische Forschung an der Schnittstelle von Ökonomie und Psychologie. Zwar werden im konventionellen Ansatz der Ökonomie Gefühle nach wie vor in Gegensatz zu rationalem Entscheiden verstanden; sie beeinträchtigen rationale Entscheidungen und sollten daher am besten, soweit irgend möglich, reduziert werden. Dagegen haben sich Post-Keynsianer damit abgefunden, dass in vielen, insbesondere unternehmerischen Entscheidungen das Wissen zu gering und die Kontextbedingungen (Markt!) zu wenig einzuschätzen sind, als dass rationales Entscheiden möglich wäre. Maßgeblich für Entscheidungen sind vielmehr emotionale Momente wie Intuition, Vertrauen (!), Selbstvertrauen und Angst (Pixley 2002).

Emotionen lassen sich also als ein Mittel der Entscheidungsfindung begreifen, das dann zum Einsatz kommt, wenn Wissen nicht mehr ausreicht, um entscheiden zu können. Die verhaltensökonomische Forschung geht mittlerweile einen Schritt weiter und behauptet, dass jegliches Handeln notwendig emotional gekoppelt ist. Der Prozess rationalen Entscheidens bedarf Stoppregeln sowohl für die Informationssuche als auch für die Akzeptanz, und das Verwerfen von Alternativen, und sofern diese Stoppregeln nicht mehr einfach nur rational, sondern auch emotional begründet sind (Damasio 1996; Loewenstein et al. 2001), kommt der Emotionalität insgesamt eine stärkere Bedeutung zu.

Diese Feststellung verweist auf eine entscheidende Akzentverschiebung. Emotionen haben offensichtlich nicht nur eine Bedeutung für den Entscheidungsprozess im Sinne der völligen Ablehnung von Risiken (Risikoaversion). Zwar sind in der soziologischen Forschung emotional besetzte »Schwellen« (Japp 2000, S. 13) identifiziert worden, jenseits derer überhaupt keine Wahrscheinlichkeiten mehr akzeptiert werden. Aber jenseits und ungeachtet des Phänomens der Risikoaversion gehen Emotionen auch als eigenständiges, positives Kriterium in den Entscheidungsprozess ein. Dies nicht unbedingt im Sinne einer

3) Erste Bemühungen zu Emotion und Systemtheorie im Themenheft von »Soziale Systeme« (2004).

nachhaltigen »Emotionalisierung« des Entscheidungsprozesses – im Gegenteil: Unter den Bedingungen der reflexiven Moderne hält der Trend zur Rationalisierung von Entscheidungen offensichtlich an. Aber auch (und vielleicht gerade) bei vergleichsweise geringen emotionalen Engagements werden Emotionen als »Ratgeber« genutzt (Loewenstein et al. 2001). Durch Introspektion werden die Emotionen erkundet und dann in den Entscheidungsprozess eingebunden. Rationalität und Emotionalität vermischen sich im Entscheidungsprozess.

Während vorrationale Handlungsmuster der Kontinuierung von Tradition oder die rationale Abwägung von Chancen und Risiken von positiven Emotionen begleitet werden und Abweichungen von der Tradition sowie mangelnde Kontrolle entsprechend negativ konnotiert werden, haben wir in unserem Material auch Beispiele dafür gefunden, dass Emotion zu einem eigenständigen Entscheidungskriterium wird, das nicht mehr grundsätzlich an eine bestimmte »tradierte« oder »rationale« Form der Erwartungsbildung gebunden ist (Zinn/Eßer 2003). Es geht hier nicht um Emotionen, die an bestimmte strukturell stabile und vorhersehbare Handlungsbedingungen gekoppelt sind. Es geht auch nicht um die Stabilisierung emotionaler Beziehungen zu anderen (Zinn 2001⁴). Vielmehr wird Emotion jenseits stabiler Erwartungsstrukturen zum entscheidenden Kriterium der Biographiegestaltung. In den Vordergrund tritt die »Ratsuche« bei den eigenen emotionalen Zuständen jenseits von Normvorgaben oder Erwartungsstrukturen spezifischer Milieus. Die sich hieraus ergebenden Entscheidungen schaffen keine dauerhafte Sicherheit – die Zukunft ist nicht determiniert. Vielmehr wird eine Bindung mit ungeklärtem Zeithorizont eingegangen, die dadurch gerechtfertigt erscheint, dass sie in der Entscheidungssituation aufrichtig war. Wie diese Verbindung von Zufall und Kontrolle mit einer »emotionalen« Strategie funktioniert, kann an folgendem Beispiel illustriert werden:

»Also i würd s wenn i s in Worte fassen soll so formulieren – ... da kommen Gelegenheiten auf einen zu. Also geh ich jetzt bei Rot über die Ampel oder bei Grün weil da drüben was weiß i was is, was i haben will, ja oder nein und dementsprechend wie ich mich da entscheid, des is dann des was ich bin. Ich kann mich entscheiden was ich seh an Gelegenheiten. Ich kann des wahrnehmen und i kann auch abschätzen im groben – Konsequenzen/also ne gewisse Zukunft gibt s. I kann mir vorstellen wenn jetzt da ne Autobahn über die Strasse geht, dann is es vielleicht net so gut. I kann s vielleicht schaffen weil i super schnell bin oder i weiß net was, äh aber i kann mir so a bissle Wahrscheinlichkeiten ausrechnen, i kann ma überlegen was könnt des für ne Zukunft bringen, i kann s aber au so machen, und des is der Weg der bei mir meistens der bessere is, i kann einfach versuchen »**wie fühl i mich dabei?**«. Also i denk mir, äh grüne Ampel und rote Ampel und da wo i mi besser fühl des mach i.« (Ludwig 24-25)

Für Ludwig gibt es sehr wohl soziale Normen, die etwas erlauben (»grüne Ampel«) oder verbieten (»rote Ampel«). Aber diese Normen steuern nicht biographische Entscheidungen, sondern werden in ihrem Regelungspotential in doppelter Hinsicht relativiert: Sie erscheinen zum einen *situativ* angemessen oder unangemessen (Ampel an der Autobahn vs. Ampel am Feldweg); sie stellen sich darüber hinaus zugleich als *persönlich* mehr oder weniger triftig dar. Zwar spricht bei rationaler Kalkulation vieles dafür, bei der roten Ampel an einer Autobahn zu halten. Aber ebenso wie dieses Rot aus der Perspektive der jeweiligen Persönlichkeit keine definitive Stoppregel ist, muss man umgekehrt bei Grün nicht unbedingt gehen. Denn so wie bei Rot nicht in jedem Fall ein Auto kommen muss, lässt sich bei einer grünen Ampel ein Geisterfahrer nicht hundertprozentig ausschließen. Wie kann nun zwischen diesen unterschiedlichen Unsicherheiten entschieden werden? Als letztlich ausschlaggebendes Zusatzkriterium wird das Gefühl benannt. Der Rekurs auf das Gefühl wird dabei nicht gegen kalkulierbare Wahrscheinlichkeiten ins Feld geführt, sondern als zusätzliches Moment. Zwar

4) In einer Typologie von Umgangsweisen junger Facharbeiter nach der Berufsausbildung wurde ein Typus – Betriebsidentifizierung – ausgewiesen, der sich primär nicht auf Berufskarriere oder beruflichen Statuserhalt bezog, sondern auf die Integration in ein emotional positiv bewertetes betriebliches Umfeld (Zinn 2001).

hat entscheidungstheoretische Forschung gezeigt, dass Emotionen auch für rationales Entscheiden unabkömmlich sind. Sie werden dabei jedoch eher unbewusst oder selbstverständlich mitgeführt. Der Rekurs auf das Gefühl wird in Handlungsbegründungen gerade dann als zusätzliches Moment eingeführt, wenn rationale Kalkulation zu keinem befriedigenden Ergebnis führt oder keine eindeutige Entscheidung anbietet.

5. Zur Rekombination von Kalkulation, Emotion, Glück und Vertrauen

Diese Kombination von Kalkulation und Gefühl ist sicherlich kein völlig neues Phänomen. Aber sie dürfte an sozialer Relevanz in dem Maße gewinnen, wie die Ambivalenz von alltäglichen und professionellen Situationen wächst. Unter dieser Voraussetzung wird es schwierig, wenn nicht unmöglich, sich am Modell optimaler und eindeutig optimierbarer Entscheidungen zu orientieren. Angemessener scheint es, sie als eine rational-emotional strukturierte Risikokalkulation mit in mancher Hinsicht letztlich letztlich dezisionistischem Ausgang wahrzunehmen, die letztlich erst ex post durch ihren Erfolg gerechtfertigt oder durch ihren Misserfolg widerlegt wird.

»... wenn ma des so nennen will .. dann hat's was mit Risiko zu tun. Des i eingeh und dann weiter komm, also ins Wasser spring, on the edge und dann zack runter. Anders glaub i net dass es geht. Wobei ma durchaus bei diesem Risiko schau'n darf, aber letztendlich wirts immer n Sprung ins Kalte/es kann net alles bestimmt sein, wenn i alles absicher – dann passiert entweder nix oder i hab was übersehn. Dann is es ja au wieder n schönes Risiko, dann is ja gut.« (Ludwig, 149)

In dieser Formulierung werden Unvorhersehbarkeit und Unkontrollierbarkeit nicht mehr grundsätzlich negativ gewertet, sondern das Unerwartete wird positiv umgedeutet. Eine solche reflexiv-moderne Reaktionsform ist sicherlich eher die Ausnahme als die Regel, und wir haben in unserem Material auch ganz andere Muster gefunden. Aber auch wenn traditionale und einfach-moderne Konstruktionen biographischer Sicherheit nach wie vor dominant sind, so betonen praktisch alle Befragten, dass die Unsicherheit der biographischen Entwicklung steigt und dass es keinen ›Königsweg‹ zur Auflösung der Unsicherheitspotentiale gibt. Eindeutig in der Minderheit sind vor allem jene, die auf mehr Sicherheit durch mehr Rationalisierung und Verwissenschaftlichung der eigenen Existenz setzen. Denn entgegen den Erwartungen der siebziger und achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hat die Umstellung auf wissenschaftliche Muster der Entscheidungsfindung und Selbstbegründung nicht zu mehr, sondern eher zu weniger Eindeutigkeit und mehr Offenheit geführt.

Die wachsende strukturelle Offenheit und Unsicherheit bedeuten aber umgekehrt keineswegs eine schlichte Auflösung von Sicherheitserwartungen. Im Gegenteil: Gerade weil auf allen Ebenen Verflüssigungsprozesse zu beobachten sind, steigt der Bedarf an biographischer Sicherheit. Allerdings kann dieser Bedarf nur noch begrenzt mit den Mustern der Ersten Moderne befriedigt werden. So ist der Rekurs auf stabilitätsverbürgende Traditionen ebenso begrenzt überzeugend wie der Bezug auf eindeutige Karrieren mit klar definierten Schritten. Vielmehr werden Zielpunkte und Zeithorizonte sowohl kürzer als auch vielschichtiger, und zugleich wächst die Bedeutung von Glück, Vertrauen und Emotionen als Konstruktionsmittel biographischer Sicherheit. Der Verweis auf das notwendige Quentchen Glück, die Inanspruchnahme von Vertrauen und der Rekurs auf ›gute‹ oder ›schlechte‹ Gefühle sind dabei kein Ersatz für rationale Kalkulationen, sondern Ergänzungen, die dann wichtig werden, wenn die rationale Abwägung von Vor- und Nachteilen zu keinem klaren Ergebnis führt. Sofern dies heute eher die Regel als die Ausnahme ist, spricht freilich vieles dafür, dass der Graben zwischen rationalen und vorrationalen Momenten in Zukunft eher kleiner als größer werden wird und sich Rekombinationen von Wissen und Glauben, Kalkulation und Emotion sowie Glück und Vertrauen herausbilden, die lange Zeit eher überholt erschienen, sich aber zunehmend als unverzichtbar erweisen.

Literatur

- Achternbusch, Herbert (1982): Neunzehnhundertneunundsechzig/Die Alexanderschlacht/Die Atlantikschwimmer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Baker, Lynn A./Emery, Robert E. (1993): When Every Relationship Is Above Average: Perceptions and Expectations of Divorce at the Time of Marriage, *Law-and-Human-Behavior* 17, S. 439-450.
- Barbalet, Jack (2002): Introduction: why emotions are crucial. In: Barbalet, Jack (Hg.): *Emotions in Sociology*. Oxford: Blackwell, S. 1-9.
- Bauman, Zygmunt (2000): *Liquid Modernity*. Cambridge: Polity Press.
- Bauman, Zygmunt (1992): *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Hamburg: Junius.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bonß, Wolfgang (1997): Die gesellschaftliche Konstruktion von Sicherheit. In: Lippert, E./A. Prüfert und G. Wachtler (Hg.): *Sicherheit in der unsicheren Gesellschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 21-41.
- Breckner, Roswitha (1994): ›Ich war immer froh, Entwurzelter zu sein‹. In: Balla, B. und W. Geier (Hg.): *Zu einer Soziologie des Postkommunismus. Kritik, Theorie, Methodologie*. Hamburg. S. 37-50.
- Coleman, James S. (1990): *Foundation of Social Theory*. Cambridge/MA, London: Belknap Press.
- Damasio, Antonio (1996): *Descartes' Error: Emotion, Reason and the Human Brain*. London: Macmillan Press Ltd.
- Dostoevsky, Fyodor (1987): *Selected Letters of Fyodor Dostoevsky* (hgg. J. Frank und D. Goldstein). New Brunswick/London: Rutgers University Press.
- Fischer, Wolfram (1982): *Time and chronic illness. On the social constitution of temporality*. Berkeley; Bielefeld; Habilitationsschrift Universität Bielefeld.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1999): Melancholie der Identität und dezentrierte biographische Selbstbeschreibung. Anmerkungen zu einem langen Abschied aus der selbstverschuldeten Zentriertheit des Subjekts. In: *BIOS*, 12(2), S. 143-166.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (2000): Biographical work and biographical structuring in present-day societies. In: Chamberlayne, Prue/J Joanna Bornat und Tom Wengraf (Hg.): *The Turn to Biographical Methods in Social Science. Comparative issues*, S. 109-125.
- Fuchs, Werner (1984): *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*. Opladen.
- Giddens, Anthony (1995): *Die Konstitution der Gesellschaft: Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt a. M.; New York: Campus.
- Goethe, Johann Wolfgang v. (1795): *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Hamburg: Hamburger Lesehefte Verlag o.J.
- Hackstaff, Carla (1999): *Marriage in a culture of divorce*. Philadelphia: Temple University Press.
- Hartmann, Martin/Offe, Claus (Hrsg.) (2001): *Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts*. Frankfurt a.M./New York: Campus
- Hobbes, Thomas (1651 [1992]): *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates*. Herausgegeben und eingeleitet von Iring Fetscher. Übersetzt von Walter Euchner, Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Horkheimer, Max (1932): Bemerkungen über Wissenschaft und Krise. In: *Zeitschrift für Sozialforschung* 1, S. 1-33.
- Horkheimer, Max (1967): *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Japp, Klaus Peter (2000): *Risiko*. Bielefeld: Transcript.
- Kohli, Martin (1978): *Soziologie des Lebenslaufs*. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.

- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, S. 1-29.
- Lagerspetz, Olli (2001): Vertrauen als geistiges Phänomen. In: Hartmann, Martin/Offe, Claus (Hrsg.): Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 85-113.
- Loewenstein, G./E. Weber/C. Hsee/N. Welch (2001): Risks as feelings. In: Psychological Bulletin, 127(2) S. 267-286.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme: Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1986): Ökologische Kommunikation. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Osterland, Martin (1990): »Normalbiographie« und »Normalarbeitsverhältnis«. In: Berger, Peter A./Hradil, Stefan (Hg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt, Sonderband 7, Göttingen: Schwartz, S. 351-62.
- Ostrom, Elinor (2000): Collective Action and the Evolution of Social Norms. In: Journal of Economic Perspectives 14, 3, S. 137-158.
- Parsons, Talcott (1980): Health, uncertainty and the action structure. In: Fiddle, Seymour (Hrsg.): Uncertainty. Behavioural and social dimensions. New York: Praeger. S.145-163.
- Perrow, Charles (1987): Normale Katastrophen. Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik. Frankfurt a.M.: Campus.
- Pixley, Jocelyn (2002): Emotions and Economics. In: Barbalet, Jack (Hg.): Emotions and Sociology. Oxford; Malden MA: Blackwell Publishing/The Sociological Review, S. 69-89.
- Reith, Gerda (1999): The Age of Chance. London and New York: Routledge.
- Rescher, Nicholas (1996): Glück. Die Chancen des Zufalls. Berlin: Berlin Verlag.
- Riemann, Gerhard (1988): Das Fremdwerden der eigenen Biographie. München: Fink.
- Salovey, Peter/Mayer, J. D. (1990). Emotional intelligence. In: Imagination, Cognition and Personality, 9, S. 185-211.
- Sennett, Richard (2000): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Siedler (orig. 1998): The Corrosion of Character. New York: W. W. Norton).
- Toulmin, Stephen E. (1991): Kosmopolis. Die unerkannten Aufgaben der Moderne, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Weber, Max (1919): Wissenschaft als Beruf, Kapitel 833. In: Weber, Marianne (Hg.)(1923): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen.
- Witzel, Andreas (1989): Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, Gerd (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Heidelberg: Asanger, S. 227-256.
- Witzel, Andreas (1996): Auswertung problemzentrierter Interviews. Grundlagen und Erfahrungen. In: Strobel, Rainer/Böttger, Andreas (Hrsg.): Wahre Geschichten? Zur Theorie und Praxis qualitativer Interviews. Baden-Baden: Nomos, S. 49-76.
- Wohlrab-Sahr, Monika (1993): Biographische Unsicherheit. Formen weiblicher Identität in der »reflexiven Moderne«: Das Beispiel der Zeitarbeiterinnen. Opladen: Leske und Budrich.
- Zinn, Jens (2001): Zwischen Gestaltungsanspruch und Strukturvorgaben. Junge Fachkräfte in den ersten Berufsjahren – Erwerbsverläufe, Handlungskontexte und biographische Gestaltungsmodi (Bildung und Arbeitswelt 3). Baden-Baden: Nomos.
- Zinn, Jens/Eßer, Felicitas (2003): Die Herstellung biographischer Sicherheit in der reflexiven Moderne. In: Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen. BIOS 16, S. 46-63.
- Zinn, Jens (2004): Health, risk and uncertainty in the life course. A typology of biographical certainty constructions. In: Social Theory and Health 2, S. 199-221.

Zinn, Jens (2005): Biographical certainty in reflexive modernity. In: Kelly, N. et al. (Hrsg.): Narrative, memory and everyday life. Huddersfield: Huddersfield University.

Prof. Wolfgang Bonß,
Fakultät Sozialwissenschaften, Universität der Bundeswehr München,
Werner-Heisenberg Weg 39, 85577 Neubiberg.
wolfgang.bonss@unibw.de

Dr. Jens O. Zinn,
School of Social Policy, Sociology and Social Research,
Cornwallis Building NE, University of Kent,
Canterbury, Kent, CT2 7NF, UK.
j.zinn@kent.ac.uk